

deswegen im Auftrag der Ortsbehörde vertilgt worden sei. Alles war ein bloßes Hirngespinnst, wie sich später herausstellte. Aber der nervenschwache, verfolgungswahnsinnige Dichter entschloß sich daraufhin, sich selber den Tod zu geben. Mit einem Revolver, den er stets bei sich führte, schoß er sich, genau wie Kleist, in den Mund. Aber da die Pulverladung zu schwach gewesen war, drang die Kugel nur bis zur Mitte des Hirnschädels und blieb dort stecken. Anderthalb Tage mußte der Aermste noch leiden, bis ihn der Tod erlöste. „Wenn meine vielen Wiener Feinde mich so sähen,“ phantasierte er sich noch zuletzt zusammen, „sie würden mich nie mehr beneiden.“

Nestroy, sein lockerer, um elf Jahre jüngerer Landsmann, dessen ersten Riesenerfolg mit „Lumpzavagabundus“ Raimund noch erlebt hat, schlug sich während seines ganzen äußerlich so fidel erscheinenden Daseins auf Erden mit einer beständigen Todesfurcht herum. Und zwar spitzte sich diese Furcht bei ihm zu der Angstvorstellung zu, er würde als Scheintoter lebendig begraben werden. In seinem Testament hat er angeordnet, daß man die verschiedensten Vorsichtsmaßregeln bei seinem Leichnam anwenden solle, ehe man ihn der Erde überlieferte. Ganz genau hat er dies beschrieben, damit er nur ja nicht als noch Lebender in die Gruft gesenkt würde. Als diese Monomanie des Lustspielschreibers in Wien bekannt wurde, schlug einer der fröhlichen Gesellen, die oft mit ihm auf der Bühne Jux gemacht hatten, folgendes vor: Man möge doch in dem Sarg einen Klingelzug anbringen, der in einer Verbindung mit dem Totengräber stehe, auf daß Nestroy, falls er im Grabe aufwachen sollte, dem Manne schellen könnte: „Bitt' schön! Einen noch lebenden Leichnam gütigst gleich wieder abholen!“ Aber ein anderer, ein grantiger, riet davon ab: „Um Himmels willen nicht! Sonst, wenn der Nestroy das Klingelzeichen hört, kommt er gleich

wieder auf die Bühne stolziert und spielt uns die besten Rollen weg.“

### Der Alkohol

Über die große Rolle, die der Wein und andere rauscherzeugende Stoffe im Leben vieler Künstler gespielt haben, könnte man ein dickes Buch zusammenschreiben. Manchen bot er, maßvoll genossen, nur eine schöne leichte Anregung. Manchen aber wurde er auch zum bösen vernichtenden Gift. Der Wein, und noch mehr sein gemeinerer und gefährlicherer Bruder, der Schnaps. „Solang' ich Wein trank, war ich noch zu retten. Seitdem ich mich dem Teufel Absinth verschrieben habe, ist mein Körper verloren,“ beichtet irgendwo der französische Sänger Alfred de Musset. Auch Baudelaire, sein Nachfolger auf dem Pariser Parnas, hat häufig in seinem Leben zum Schnaps gegriffen. Und noch häufiger und stärker hat es der dritte in diesem Bunde, hat es Verlaine getan. Aber bei Baudelaire zeigt sich schon, was sich später bei Oskar Wilde wiederholt hat, daß der Genuß des Alkohols, wenn man sich ihm in der konzentrierten Form des Likörs ergibt, schnell abstumpfend wirkt, also daß der ihm Verfallene bald noch zu stärkeren Reizmitteln greifen muß. Zu Haschisch, wie es Baudelaire getan hat, oder zu Morphium oder Kokain, das in seinen letzten Jahren vielfach von Wilde zur Betäubung über sich und sein trauriges Schicksal genommen wurde.

Bei uns in Deutschland ist es bei den meisten Dichtern beim Wein verblieben. Die künstlichen Paradiese, die der französische Dichter gepriesen hat, sind hierzulande weniger betreten worden. Nicht aus Mäßigkeit, sondern weil die Möglichkeit, an solche fremdländischen Gifte zu gelangen, hier bisher und namentlich in den Vorkriegszeiten mehr erschwert war als anderswo. Doch zu der Schar der Dichter, denen der Alkohol in der Form des Weins zum Hemmnis oder gar zur Vernichtung geworden